



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Necker, Moritz: Alexander von Roberts.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Alexander von Roberts.



u den sympathischsten Gestalten der jüngsten Literatur gehört Baron von Roberts, der im Verlaufe weniger Jahre zu einem beliebten Modeschriststeller geworden ist, um dessen Mitarbeiterschaft sich die üppige Konkurrenz der Familienblätter mit und ohne Illustration bemüht. Dieser Erfolg innerhalb von vier Jahren — Roberts trat durch die Gewinnung des ersten Preises bei der Feuilletonpreisauschreibung der Wiener Allgemeinen Zeitung im Frühjahr 1882 zuerst in der literarischen Öffentlichkeit hervor — erklärt sich aus der Eigenart des Mannes und seiner Schriften.

Roberts ist einer der seltenen Menschen, die zufrieden sind mit ihrer Zeit. Das ist seine Stärke und seine Schwäche. Eine edle, grundgütige und harmonische Natur, kontemplativ zu behaglichem Genusse des Daseins angelegt, hält er sich mit Vorliebe an die guten Seiten der Menschen und seiner Zeit. Um seinen Standpunkt klar auszusprechen, schrieb er die Skizze „Die gute alte Zeit“ als Einleitung zu seiner ersten Novellenammlung „Es und Anderes“ (dritte Auflage, Dresden, Minden, 1884). Charakteristisch für die Liebenswürdigkeit seines Naturells, hat er hier den Spott über die Kopfhänger und Schimpfer in die Form der Selbstironie gekleidet. Er träumt sich in das Jahr 1923, wo er längst Großvater geworden, im Sorgenstuhl sinnend darsitzt. Zu dieser Zeit ist der Luftballon schon lenkbar gemacht worden, das elektrische Licht wird zum Befördern des Nebenwuchses benutzt, und dergleichen mehr. Trotzdem sehnt er, der Alte von Anno 1883, sich nach der „guten alten Zeit“ zurück, muß sich aber von seinem frühreifen Enkelknaben über seine Irrtümer aufklären lassen. Und er kommt zu folgender abschließenden Erkenntnis: „Man muß tüchtig sein und stark in seiner Zeit, nicht vor-, nicht rückschauen. Modern sein, das ist das Beste!... Man wird sich des Guten, das man genießt, nicht immer so bewußt; das Böse kann man meist greifen, und da mag es vorkommen, daß man jenes völlig übersieht. Man ist auch undankbar, manche giebt es, die wollen das Gute, in dem sie leben und atmen, nicht anerkennen. Jetzt ist es eine Mode geworden, eine ganz nichtswürdige Mode, alles schlecht und erbärmlich zu finden. Die Regierungen taugen nichts, die Regierten ebenso wenig, so geht das Geschrei. Die Pietät ist dahin, der Unglaube frisst an den Seelen, Hochmut und Halb- bildung beherrschen den großen Markt u. s. w. Ach, was haben sie meine Zeit verlästert! So schlimm sei es noch nie gewesen — die Welt ginge aus den

Jugen! Die Dichter aber, die sich doch die Lehrer der Menschheit nennen, fanden es sehr bequem, ihre Phantastien in entlegnen, mumienhaft duftenden Zeiten und in völlig unkontrollirbaren Dämmerkulten spazieren zu führen. Das stand ihnen äußerst gelehrt, und der große Haufe staunte — ich versichere dir, es ist viel schwieriger, das Labyrinth der Gegenwart mit festem Auge zu durchdringen und seine unendlich wechselnden Gestaltungen im geläuterten Bilde zu fassen.“ Man kann sich nach diesem Bekenntnis keinen größeren Gegensatz denken als den, welchen die naturalistische Richtung, die im jüngsten Deutschland sich geräuschvoll breit macht, zu Roberts' Novellistik bildet. Auch der Gegensatz zu einem andern in den Grenzboten vor einiger Zeit charakterisirten neuen Autor drängt sich auf, der zu Gustav Schwarzkopf, dem galligen Satiriker des modernen Wiener Lebens.

In jener Novelle „Es,“ mit welcher Roberts zuerst erfolgreich in die Literatur eintrat, hat er nach jeder Richtung, in Stoff und Form, den Ton ange schlagen, der ihm der natürlichste zu sein scheint. Da wurde die Geschichte eines jungen Paares erzählt, das in seiner durch den Willen der Eltern, mit Rücksicht auf die beiderseitigen Vermögen geschlossenen Ehe ohne Liebe dahinglebt, bis die gemeinsame Liebe zu einem angenommenen fremden Kinde sie auch einander näher bringt; aus der kalten Vernunftehelicheit entsteht endlich ein Liebesverhältnis. Die Anmut, der diskrete Humor, die zarte Empfindung, mit welcher diese Geschichte vorgetragen wird, haben mit Recht einstimmigen Beifall gefunden. Und die gleichen Vorzüge bewährt Roberts in einer Reihe ähnlicher Geschichten, die das Glück oder das heitere Unglück junger Ehe- oder Brautpaare mit Humor schildern. Der Cylsus „Aus der Chronik des Glücks“ in demselben Bande enthält die anmutigsten Szenen aus den Honigwochen eines solchen Paares: ein schelmisches Weibchen, ein dienstfertiger Ehemann, der noch mit Überwindung seiner Junggesellengewohnheiten zu kämpfen hat. Diese Skizzen halten den Vergleich mit denen Salvatore Farinas in „Mein Sohn“ füglich aus. „Freigesprochen“ (in „Unmusikalisch und Anderes,“ Dresden, Minden, 1886) schildert die drollige Eifersucht einer Braut auf die Klientin ihres Verlobten, eines hoffnungsvollen Rechtsanwaltes. Sein juristischer Feuereifer für den interessanten Fall der Verteidigung einer Ehebrecherin, die das junge Mädchen natürlich in heller Entrüstung verabscheut, erregt ihren Argwohn, ihren Zorn, bis sie von ihrem Unrecht überzeugt wird. „Unmusikalisch“ führt in launiger Weise die Leiden eines unmusikalischen Bräutigams vor, der aber durch einen glücklichen Zufall im Verkehr mit einem genialen Musiker Sinn für das verhasste Klavierspiel und damit die Möglichkeit eines ungetrübten Eheglücks gewinnt. Kurz: das Glück des Familienlebens, das Glück der jungen Liebe liebt Roberts zu ver herrlichen.

Schön vertieft erscheint dieses Streben in der besten seiner Novellen, in der „Pensionärin“ (Dresden, 1884). An einen kleinen Bankbeamten, der bei

einem Gehalte von 2400 Franks, weit draußen in einem stillen Vororte von Paris, seine Familie schlecht und recht, in glücklicher Genügsamkeit ernährt, tritt einmal die Versuchung in seltsamer Weise heran. Sein Nachbar, ein einsiedlerischer, kränklicher Greis, will ihn zum Erben seines ganzen großen Vermögens im Betrage von 800 000 Franks einsetzen. Zwar hat der Alte selbst Kinder, doch hat er keine Freude an ihnen erlebt, er will ihnen kein Geld hinterlassen. „Das Geld macht nicht glücklich, sagt der Greis. Ihr Glück ist echt und stark, und es wird sich doch von dem bischen Mammon nicht unterdrücken lassen, nicht wahr?“ Nur eine Bedingung stellt der Greis an das große Geschenk: eine Schildkröte, an der er mit abergläubischer Liebe hängt, soll nach seinem Tode so gut gehalten werden, wie sie es bisher bei ihm selbst gehabt habe. Der glückliche Familienvater geht natürlich mit Freuden auf diese lächerliche Bedingung ein. Durch eine inzwischen nötig gewordene Reise des Alten wird der für die Gültigkeit des Testaments nötige Notariatsakt jedoch verschoben bis zu seiner Rückkehr; unterdessen soll die Schildkröte in der Obhut des zukünftigen Erben bleiben. Der Alte will sich vor seinem Tode vergewissern, daß der Beamte die Schildkröte in Wahrheit gut halten werde; darum die Reise. Nun entwickelt sich das Schicksal der kleinen Familie in Gestalt dieser Schildkröte. Die Probezeit giebt eine Reihe der drolligsten Auftritte und Verwicklungen. Welche Mühe kostet es dem Beamten, bei Weib und Kindern zunächst überhaupt einige Rücksicht auf das dumme Tier zu erringen! Und dann hat er Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß von der Existenz dieser Pensionärin der Besitz von achtmalshunderttausend Franks abhängt, welche die bescheidenen, in ihrer Genügsamkeit zufriedenen und glücklichen Wesen anfänglich garnicht zu würdigen wissen. Als ihm jedoch dies alles gelungen ist, da muß er mit seinen Kindern die kostbare Pensionärin aus tiefster Seele verwünschen; denn sie ist ihnen zum Haustyrann geworden, und an Stelle der glücklichen Zufriedenheit mit ihren bescheidenen Verhältnissen ist der Neid und die Habgier getreten. Die Sorgfalt aller konzentriert sich auf die abscheuliche Pensionärin, die sie durch allerlei Tücken neckt und ängstigt, sie vor der Welt lächerlich macht und alle ihre Beziehungen zu zerstören droht. Oft stellt sie sich tot und erschreckt sie; aber einmal wird sie wirklich tot, die höchste Wissenschaft kann sie nicht lebendig machen und der Beamte gerät in Verzweiflung. Nun fällt ihm ein, sich durch Unterschlebung eines neuen Tieres den Besitz des Erbes zu sichern; er werde — meint er — in dem großen Paris eine genau gleiche Schildkröte doch wohl aufreiben können. Es gelingt ihm dies auch in der That. Sophistisch sucht er sich zu überreden, daß der seltsame Alte so sehr an seiner Schildkröte hänge, daß er den Verlust derselben kaum überleben werde, daß es also eine sehr fromme Lüge, eine That rechten Mitleids sei, wenn er ihm den Tod des übergebenen Tieres verheimliche. Allein im letzten Augenblick siegt doch das gute Gewissen in ihm; zwar giebt er dem heimgekehrten Greis die neue lebendige

Schildkröte und verheimlicht den Tod der andern, aber gleichzeitig verzichtet er auf das in Aussicht gestellte Erbe, das ihn bisher schon in der Phantaste so um jede Ruhe gebracht und gequält hat. Er zieht es vor, mit den Seinigen arm zu bleiben.

Man begreift leicht, warum Roberts, der das Familienleben so anmutig verherrlicht und auch sonst konservativ ist, so schnell ein Liebling der Familienjournale werden konnte. Zu seiner ungewöhnlich eleganten Form, die er sich wohl in französischer Schule erworben hat, bringt er eine dem deutschen Bürgertume sympathische Gesinnung mit. Was speziell den Reiz der „Pensionärin“ erhöht, ist die vornehm schlichte Erzählungsweise. Auch war es ein sehr glücklicher Griff, die ganze Handlung nach Paris zu verlegen, das für solche halb märchenhafte Goldgeschichten der deutschen Phantastie noch immer als der rechte Hintergrund erscheint.

Roberts ist der geborne Erzähler, der erfindungsreiche Fabulist von Haus aus. Er verfolgt keinerlei Tendenz, die Satire liegt ihm fern, auch ist es nicht seine Art, originelle Charaktere in ihrer Absonderlichkeit aufzustellen, die schweren innern Konflikte meidet er. Er will nichts als heiter unterhalten, und dies gelingt ihm in ausnehmender Weise. Dadurch unterscheidet er sich wesentlich von seinem literarischen Altersgenossen Schwarzkopf, auf den oben hingedeutet wurde. Dieser geht ganz in der Charakteristik auf, reiht eine feine Beobachtung an die andre; Roberts hat nur Sinn für die Handlung, die er hübsch spannend komponiert.

Roberts war früher Soldat, Offizier in der deutschen Armee; die ersten literarischen Erfolge veranlaßten ihn, den militärischen Dienst zu verlassen und sich ganz dem der Muse zu widmen. Allein die Erinnerungen aus dem Militärleben regten ihn zu einer Reihe heiterer und ernster Geschichten an, in denen der militärische Ton zu erzählen besonders glücklich nachgeahmt wurde. Es gehören dahin „Scharfgeladen,“ „Die Puppen,“ „Aus der Art,“ „Der Tambourmajor“ und die ausgezeichneten Geschichten aus den Erlebnissen des Majors Marfa: „Ein Kuß“ und „Das Herz des Oberleutnants.“ Aus dem „Kuß“ mag hier eine Stelle zur Veranschaulichung seines Stils Platz finden. Der Major Marfa sitzt am Stammtische im Kreise seiner Kollegen; ein stets bereiter Erzähler, läßt er sich auch heute nicht lange bitten, und erzählt ein Abenteuer, welches ihm als jungem Leutnant einmal bei einer Rückfahrt in seine Garnison begegnet ist. Vorher hatte er noch einen Abschied von den Husaren bei schwerem Wein gefeiert. „Was kann man auf der Eisenbahn besseres thun als schlafen, oder wie ein guter Bekannter von mir sich ausdrückte: die innere Gegend rekonoszieren. Zumal, wenn einem solche charmante Bursche wie die S.schen grünen Husaren mit dem delizösesten Getränk von der Welt das Blut versetzt haben. Lag also bequem in einer Ecke und duselte, hatte dem Schaffner anbefohlen, mich in Derbitz, meiner Garnison, zu wecken, beileibe

nicht eher, da wäre das Billet. Auf die Passagiere, die schon im Wagen saßen, hatte ich beim Einsteigen keine Acht gehabt, und ich will denn auch gestehen, es lag mir von dem Liebesmahl her wie ein Spinnweb über den Augen. Jedenfalls hatte da drüben ein Herr mit einer roten Nase geseffen, die wie eine Signallaterne leuchtete. Ferner eine Dame, welche Zahnschmerzen hatte und ein Hündchen unter der Mantille verborgen hielt, das fortwährend winselte. Auch stolperte ein junger Mann herein, der ein sehr erstauntes Gesicht auf einer blauen Kravatte trug und in einen falschen Zug geraten war. Derselbe stürzte auf der nächsten Station wieder heraus und trat dem Herrn mit der Funkefnase auf die Füße, worauf dieser ein paarmal »Pardon« sagte, was ich nicht recht begreifen konnte. Ich halte mich mit diesen Details auf, um Ihnen zu beweisen, daß ich durchaus nicht fest geschlafen, sondern so zwischen Träumen und Wachen stets noch au fait geblieben war. Darauf wars eine Weile dunkel, und da mochte ich denn wirklich eingeschlafen sein. Als ich aufwachte, war über uns eine Lampe angezündet, welche sehr matt leuchtete, dafür aber umso toller klapperte. Über uns, sage ich. Wer saß denn mir gegenüber? Nun, eine Dame — nicht jene mit den Zahnschmerzen, die war mit der Funkefnase jedenfalls verschwunden; nein, eine einsame, junge Dame. Poß Wetter! dachte ich. Jung, hübsch, reizend, elegant, jedenfalls etwas Exquisites! Saß da in ihrer Ecke mir gegenüber und sah mich an — bei Gott, sah mich stramm an ohne zu zucken. Bannte mich förmlich mit ihren großen, flammenden Augen. Warum rüttelte ich mich nicht empor? Wahrhaftig, die ganze hübsche Anrede, die ich vom Stapel lassen wollte, blieb mir wie gefroren auf der Zunge kleben. . . . Und sie, das wunderbare Weib, immer mit ihren Augen auf mich loszielend. . . . Da hält plötzlich der Zug, ich höre noch draußen eine Station ausrufen, und da geschiehts! Nun, was denn? Was glaubt Ihr denn? Haltet Ihrs für möglich? — Neben mir, dicht vor mir steht ihre elegante Gestalt, steht da und beugt sich zu mir nieder. Und da fühle ich, wie ein warmer, zarter, duftender Hauch über mein Antlitz weht und gleich darauf — Mohren und Wetter! — pressen sich zwei heiße Lippen auf die meinen, zwei heiße, schwellende Lippen — haften einen Augenblick auf meinem Munde — einen Himmel von einem Augenblicke, meine Herren, und fort sind sie!“ Den weiteren Verlauf der Geschichte, die mit diesem Vorfalle erst ihren Anfang nimmt, mag der Leser im Original verfolgen.

Noch sind zwei Bände von Roberts zu erwähnen: die Novellensammlung „Kohinor, Mal' Dechio, Die Trovatella, Die Holzhauser“ (zweite Auflage, Dresden, 1886) und der Roman „Lou“ (dritte Auflage, ebenda, 1887). Hier lernen wir einen neuen Stoffkreis seiner Phantasie kennen; die Novellen spielen in Italien, die Motive sind dem italienischen Volksleben entnommen. Der Roman „Lou“ spielt in Paris, sein Motiv ist wohl eines der bizarrsten, welche gewählt werden können. Lou ist der Name eines Negerflaven, der durch den

Selbstmord seines Herrn, eines Pariser Lebemanns, um seine Stellung gekommen ist und herrenlos im Lande herumirrt. Halb verhungert hat Lou das Glück, endlich als „wilder Mann“ in einer wandernden Menagerie angestellt zu werden. Roberts entfaltet hier eine große Kunst in der Schilderung des Treibens der Jahrmartshelden; eine ganz besonders gelungene Figur ist die des Tierbändigers. Lou hält es indes in der Menagerie auch nicht lange aus, kommt wieder bettelnd nach Paris, trifft dort eine Jugendfreundin, eine kokette Pariserin, die inzwischen eine berühmte Operettensängerin geworden ist, und findet bei ihr Aufnahme. Allein das Interesse der Diva für ihn erregt die Eifersucht ihres Grafen, Lou wird daher wieder aus dem Hause gebracht, und endlich stirbt er im Spital. Man sieht schon aus diesen flüchtigen Andeutungen, daß sich Roberts hier in der Nachahmung des Pariser Romans gefällt. Man kann diese seine anempfindende Unselbständigkeit nur bedauern; so glänzend einzelne Schilderungen in „Lou“ sind, so unbefriedigend ist der Roman als Ganzes, weil es Roberts nicht gelungen ist, klar die Idee auszugestalten, die ihm mit der Schilderung des Schicksals seines unschuldsvollen, gutmütigen und doch so unglücklichen Lou im Gegensatz zu den klug berechneten Geschäftsmenschen der Zivilisation vorgezeichnet hat. Auch die italienischen Novellen muten uns als Anempfindung an Paul Heyse u. a. an. Damit berühren wir die Grenzen seines Talents.

Im ganzen hat Roberts sich bisher als ein gewandter, anmutvoller, erfinderischer Erzähler bewiesen. Aber seine geistige Physiognomie ist noch im Schwanken, er hat sich offenbar noch nicht selbst gefunden. Wir wünschen ihm, der so viel von den Franzosen zu lernen gewußt hat, nunmehr auch die Fähigkeit, sie zu überwinden und ganz ins deutsche Leben einzuführen; denn schließlich wurzelt nur hier seine Stärke.

Wien.

Moriz Necker.

